

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.  
(Fortsetzung.)

Herr Stockton war fassungslos.

Dieses Benehmen ging über sein Verständnis, und er wußte nicht, wie er sich dazu stellen sollte. Sein Horn war schon verfloßen, und ein unangenehmes Gefühl von etwas Neuem und Ueberraschendem begann sich seiner zu bemächtigen.

Mit der instinktiven Klugheit ihres Geschlechts fand Ruth auch den richtigen Weg aus dieser trotz ihrer Geringsfügigkeit bedeutsamen Stunde.

Sie hatte den Abendtisch gedeckt und kam jetzt ganz freundlich auf ihren Vater zu, den offenen und ruhigen Blick fast fröhlich auf ihn gerichtet.

„Alles fertig, Pa!“ sagte sie. „Komm nur und ich — ich kann dir sagen, so vorzüglich, wie die Makaroni gewärmt schmecken, sind sie frisch niemals.“

Er war ganz verbucht. Und vor Ratlosigkeit folgte er ihr und kam an den Tisch.

Zwar sprach er noch nichts, versuchte auch wiederholt, seine vorherige Herrschermiene wieder aufzunehmen, aber es glückte ihm nicht. Auch plauderte seine ihm immer rätselhafter und nach und nach unheimlich werdende Tochter in so unbegreiflicher Unbefangenheit darauf los, daß es schwierig war, das eifige Schweigen beizubehalten, das doch die einzig statthafte Haltung geboten hätte.

Ruth erzählte von dem eigenen Zimmer, das Weder ihr eingeräumt hatte, und fügte lachend hinzu:

„Eigentlich war mir die Geschichte unverständlich — mein hoher Chef war so ganz anders als sonst. Von der lebenswürdigen Seite hatte ich ihn noch gar nicht kennen gelernt.“

Stockton spitzte förmlich die Ohren.

„Er interessierte sich schon immer für dich,“ erwiderte er mit hochgezogenen Augenbrauen. „Wenn er sich jetzt noch weiter für dich — ich meine — es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß — hm.“

Mit einem halb verlegenen, halb beleidigten Mäusperrn hielt er inne. Ruth hatte ihn gar so erstaunt angesehen.

Er fühlte auch ihren Blick noch, während er sich schon wieder mit seinem Essen beschäftigte, dem er übrigens alle Ehre antat.

Ruth hatte blitschnell verstanden, worauf er abzielte. Und in verstärkter Kraft erhob sich in ihr das Gefühl der Abwehr und des Unwillens, das so neu und sofort so energisch in ihr aufgestanden war.

„Oho!“ sagte sie sich. „Also der reiche Schwiegersohn, von dem Kurov vorhin sprach, dieser imaginäre, unsinnige Jemand könnte, wenn es nach meinem Vater ginge, getrost ein angejahrter Witwer sein? Das wäre gut genug — das wäre sogar ein großmächtiges Glück für mich, denkt er! —

O ja, das denkt er sicherlich! — Geld hat er ja doch, der Herr Weder!“

Und plötzlich wurde sie ganz wild, fing an zu lachen — es klang aber nicht besonders lustig —, legte Messer und Gabel hin, schob die kleinen Untersätze vor und rief dann mit einer Stimme, die ihr selbst laut und schrill vorkam:

„Ich glaube, Papa, du irrst dich sehr. Erstens in Herrn Weders Absichten, und zweitens in mir. In mir ganz besonders! Denn so gehorsam ich dir auch bisher war, und so sehr ich es als meine Pflicht erachte, dir das Leben so viel wie möglich zu erleichtern, so unbedingt lehne ich es ab, in meinen allerpersönlichsten Angelegenheiten jemals einen andern als meinen eigensten Willen auszuführen.“

„Ruth,“ erklärte Stockton, „du hast den Verstand verloren!“

„Nein, mir scheint, eher habe ich ihn jetzt erst gefunden. Entschuldige, Papa, ich habe durchaus nicht die Absicht, ungezogen oder lieblos zu sein. Aber was ich gesagt habe, ist mein Ernst!“

„Komplett verrückt!“ murmelte Stockton. Und er blickte seine Tochter besorgt und gespannt an, wie etwa ein Arzt einen neuen Fall betrachtet hätte.

Ruth blies die Luft in einem langen Zuge von sich. Sie fühlte sich erleichtert und sofort auch wieder beruhigt. Nun wußte ja der Vater, daß es für seine Willkür eine Schranke gab. Er wußte auch, daß ein Mann wie Herr Weder für sie gar nicht in Frage kam. Was er noch nicht wußte und übrigens auch nicht zu wissen brauchte, das war der eigentliche Beweggrund zu ihrer energischen Abwehr.

Herrmann Kurov? — Den betrachtete doch der eigensinnige und selbstbewußte alte Mann viel zu sehr von oben herab; nicht um die Welt hätte jetzt Ruth seinen Namen nennen mögen.

Und um jeder weiteren Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen, erhob sich Ruth, räumte still und geschäftig den Abendtisch ab und holte ihre Näharbeit, mit der sie sich hinfetzte.

Stockton sah sie nun schon fast sehen von der Seite an. Das Mädchen war ja offenbar nicht bei Sinnen — oder war hysterisch wie alle die andern Frauenzimmer, auf die als Gattung er mit mitleidiger Herablassung niedersublimen pflegte.

Gleichwohl blieb ein undeutliches, unbegründetes Gefühl von Bedrückung und bevorstehenden weiteren Unannehmlichkeiten in ihm zurück.

Er seufzte tief und laut auf, wie es seine Gewohnheit war, und schlurte in das geheimnisvolle Gemach, das sein „Laboratorium“ hieß, und das voll von Plänen, Werkzeugen und unbegreiflichen kleinen Modellen aller Art steckte.

„Morgen werden wir weiter sehen,“ sagte er sich fortwährend. „Wir werden das Kind schon wieder zur Vernunft bringen. Wenn Weder sie heiraten würde — einen solideren Hintergrund könnte ich mir gar nicht wünschen. Und der Mann könnte noch sein Glück dabei machen! Er braucht

mir dann nur die Kapitalien für meine Erfindung vorzureden und kann den Profit von allen Patenten dann ganz zu gleichen Teilen mit mir genießen."

6. Kapitel.

Fräulein Therese Berber betrat um 6 Uhr mit einem zufriedenen Ausrufen ihre kleine Wohnung, aus einer Stube, Kammer und Küche bestehend, die sich im vierten Stockwerk eines Gartenhauses von Berlin W befand. Dieser Augenblick, wenn sie von ihren Geschäftsstunden heimkam, bildete für sie den Höhepunkt des Tages. Es war doch höchst reizvoll und angenehm, so seine eigenen vier Wände zu haben!

Natürlich, der Onkel Berber hatte sich angestellt, als ob sie nun auf den allerhöchsten Abwegen sei, da sie eine selbständige Wohnung mit eigener Aufwartestau nahm. Er war ja so köstlich altnodisch, der Wackre! Als ob es nicht geradezu selbstverständlich war, daß sie die von der Mutter ererbten Möbel, die so lange auf dem Hausboden des Onkels eingestaubt waren, endlich benutzte, nachdem ihr Gehalt in dem photographischen Atelier die schwindelnde Höhe von dreitausend Mark erreicht hatte!

Ja, alle Tage freute sich Therese ihres rebellischen Entschlusses, anstatt ihn, wie es Frau Ulrich prophezeit hatte, „binnen kurzem bitter zu bereuen“.

Sie hing ordentlich alle ihre Sachen erst an ihren Ort, schlüpfte dann in ein hübsches, loses Hausgewand, das bequem war, ohne Morgenrockcharakter zu haben, und trat hierauf händereibend vor den großen Spiegel, der ihre prachtvolle Gestalt voll zurückschickte.

„Siehst du, alles Mädel,“ sprach sie zu ihrem Konterfei, „nun kannst du dir einen ganzen Abend lang wieder vorkommen wie eine Schloßherrin! Was sage ich! Viel freier und großartiger habe ich es doch! Mich umschwängeln keine Diener und Kosen, auf mich lauern auch keine Gäste, ich brauche mir über nichts und niemand den Kopf zu zerbrechen, kein Telephon und kein Telegraph stört mich, und ich kann mich in der göttlichsten Selbstsucht mit meiner eignen, reizenden Person beschäftigen! Ha — diese wunderwolle Stille und Ruhe, der ich mich jetzt hingeben werde! Dieses Sicheifsein vor allem Draußenstehenden ist doch...“

Ein schrilles Klingeln ließ sie zusammenfahren. Therese keif nach der Tür, hielt plötzlich inne, sah nach der Uhr und stampfte mit dem Fuße auf.

„Zum Donnerwetter!“ murmelte sie, „das nenne ich etne Unverschämtheit! Welcher Unbekannte untersteht sich, etne so ironische Illustration zu meinen Freiheitsträumen zu liefern?! Es wird doch nicht der Geldbriefträger...“ Schon klingelte es zum zweiten Male, noch anhaltender als vorher.

Therese riß ihre Tür auf, zündete rasch die Gasflamme auf dem kleinen Kofur an und öffnete mit weniger Sanftmut als Geschwindigkeit die Korridor tür.

Draußen stand ein langer, junger Mann in einem Samtjacket, mit einem großen Kalabreser auf unnötig langem Haar und mit napoleonisch übereinandergeschlagenen Armen.

Als die Tür aufschloß und die junge Dame in dem hellen Empirekleid vor ihm stand, stutzte er ein wenig und griff nach seinem Hut.

Ohne ihn abzunehmen, sagte er:

„Ich wünsche Fräulein Berber zu sprechen.“

„Ich bin nicht zu sprechen,“ erwiderte sie und schloß die Tür wieder.

Sie hatte sie indessen noch nicht in das Schloß gedrückt, da hörte sie zu ihrer höchsten Verwunderung den fremden Bfingling sagen:

„Das sieht Ihnen ähnlich! Also feige sind Sie auch!“

Flugs flog die Tür wieder auf. Mit sprühenden Augen trat Therese auf die Schwelle.

„Ich empfangen keine Herrenbesuche!“ fauchte sie, „wenn Sie etwas von mir wollen, so kommen Sie bei Tage in das Atelier Otter.“

„Ach was, Herrenbesuche!“ fuhr sie der sonderbare Samtröckige an. „Ich bin kein Herr!“

„Das sehe ich!“ versetzte Therese scharf. „Da Sie aber auch keine Frau zu sein scheinen, so erklären Sie mir doch gütigst, zu welcher Menschenklasse Sie gehören, — und was wollen Sie überhaupt von mir?“

Er riß seinen Fufz vom Kopfe und ward dabei feuerrot.

„Ich bin ein Mann! Ich meinte, ich bin kein gekrügel-

ter Salonheld. Und ich komme auch nur in Geschäften — ängstigen Sie sich doch um Gotteswillen nicht vor mir, ich werde Ihnen nichts tun!“

Therese ward immer empörter. — Was bildete sich denn dieser Mensch ein: Fürchten sollte sie sich vor ihm? Vor irgend jemand in der Welt? Zum Lachen einfach! „Kommen Sie herein,“ rief sie, „und lassen Sie sich kurz, bitte. Ich bin sehr beschäftigt.“

Er trat hinter ihr in das behagliche, erhellte Wohnzimmer, warf indessen keinen Blick umher, sondern durchbohrte förmlich die vor ihm Stehende mit seinen dunklen Augen.

„Mein Name ist Kirchner,“ verkündete er zornig.

Therese wartete.

„Was er für eine unternehmende Tolle hat!“ dachte sie. „Ueberhaupt heißt er sozusagen das Künstlerische heraus. Romischer Mensch jedenfalls!“

„Ich komme,“ fuhr er fort, „um zu fragen, was Sie dazu veranlaßt, die Existenz eines Menschen zu untergraben, den Sie gar nicht kennen. Die Existenz, sage ich!“

„Mein Gott,“ murmelte Therese, „ich glaube, Sie sind nicht bei Trost! — Was habe ich Ihnen denn getan?“

Die unendlich langen Arme ihres Besuchers fuhren so unermüdet in einer dramatischen Gebärde weit auseinander, daß sie drei Schritt zurückwich. Es sah aus, als wollte er sie an sein Herz schließen.

Statt dessen blieb er mit ausgebreiteten Armen stehen und wandte sich mit anklagend emporgerichteten Augenbrauen an die Zimmerdecke.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Alten.

Von Paul Alexander Schettler.

In einer der verschwiegensten Gassen der Altstadt, wohin von der Brandung des Großstadtlebens kaum mehr die letzten verebbenden Wellen gelangen, liegt die alte Weinstube, „Zum goldenen Bries“ genannt. Ein bescheidenes Häuschen, von seinen Nachbarhäusern kaum zu unterscheiden, beherbergt das Weinzimmer des goldenen Brieses; ein kleiner, enger Raum, mit dunkler Holzstapelung und allerlei phantastischem Bierat ausgestattet, verleiht der dunklen Stube das Ansehen von etwas Altväterhaftem.

Schon in Friedenszeiten war es ein Ereignis, wenn sich der Fuß eines Fremden in die alte Weinstube verirrte. Vielleicht, daß sie einst vor den Zeiten amerikanischer Bier- und Weinpaläste ein Zufluchtsort stiller Bürger oder weltabgewandter Philosophen war. Von dieser aussterbenden Art waren der alten Weinstube eigentlich nur noch drei Gäste treu geblieben, die sich allabendlich am runden Eckisch unter dem braunen Lüsterweibchen einfindend und bei einem oder auch zweien Schoppen eines biederer Weindens ihren Stel spielten.

Diese drei Stammgäste im alten Bries waren ein Doktor, ein Stadtschreiber und ein pensionierter Oberlehrer. Alle drei vereinsamt und im Schwabenalter. Sie hatten sich, weiß Gott wie, hier zusammengefunden. Der Strom des Lebens hatte sie abseits an diesen entlegenen Strand gespült.

Seit Jahren schon saßen sie Abend für Abend im goldenen Bries am schweren Eckisch unter dem kunstvoll geschnittenen Lüsterweibchen. Sie waren die einzigen Gäste in dem stillen Lokal. Ohne viele Worte setzten sie sich an ihren Platz; Jahn, der Müller, brachte, ohne den Auftrag abzuwarten, die gefüllten Gläser und legte das Kartenpiel auf den Tisch. Der Doktor begann dann, nachdem er einen Schluck genommen, zu mischen und die Karten zuzuteilen. Schwiegend nahmen die Partner ihre Karten, steckten sie fächerförmig in die Tasche, glitten mit den Augen prüfend und mit dem Kopfe wiegend über das Spiel, zwiften ernsthaft wichtig die Blätter aus der Marienblume und klatschten sie auf den Tisch.

Das alles geschah in schweigender Selbstverständlichkeit, als sei es ein feierlicher Akt. Es war augenblicklich so still im Raume, daß man das Gaslicht, das das Lüsterweibchen mit Schlangenanmen über den Gästen trug, leise singen und rauschen hörte, daß man das Schreiten der Zeit aus dem Gasgehäuse der Standuhr würdevoll und gemessen vernahm und das Hüfteln des Doktors und das kurze Räuspern des Sekretärs zu dem trockenen Kartenausschlagen wie ein schreckhaftes Geräusch den Raum durchdrang. Wenn dann nur die eine Gasflamme über dem Tische brannte, der Sparsamkeit wegen, verkochten und krügelten sich phantastische Schattenungeheuer lauierend in den dunklen Ecken und Nischen. Die alte Weinstube sah dann gespenstig aus.

Die Spieler aber saßen, bis der schwermütig singende Ton der Standuhr sehr summende Schläge wie zähe Tropfen in den Raum fallen ließ. Das war die Stunde des Ausbruchs Abend für Abend.

Das Erscheinen der drei Alten und ihr Kartenpiel war selbst wie die regelmäßige Gangart einer Uhr. Warum hätte es auch

anders sein sollen? Es störte ja nichts dieses automatische Urtver-  
bes Lebens der drei in ihrer Zurückgezogenheit.

Nach der Krieg nicht? Der Krieg? Ja, doch, als die Brandung  
des Krieges wie eine Sturmflut über alle Gassen des Lebens herein-  
brach, da hätte es — beinahe — eine Störung in diesem Urtver-  
geben. Beinahe! Und das war, als der Krieg, der bei seinem  
Schreiten durch ganze Reiche nicht das Haus der abgelegensten  
Gasse vergaß, wie ein gewappneter Ritter unerbittlich inmitten  
der alten Weinstube flirte und seine eisengepanzerte Faust ver-  
traulich, doch mit hartem Griff, auf Jean, des Oberkellners,  
Schultern legte. Jean aber, kaum daß er zum Nachdenken kam,  
sah sich — wie der Schmetterling aus einer Puppe, oder war es  
eine Puppe aus dem Schmetterling? — in einem selbigen  
Krieger verwandelt, den man nicht mehr Jean, den Ober, sondern  
Musketier Johann Müller nannte.

In dem Abend, als Jean-Johann dem Gewappneten Gefolgs-  
schaft leistete, und die Gassen von schweren Marschritten dröhnten  
und von Soldatenflütern widerhallten, daß das alte Bries in seinen  
Grundfesten erbebte und das Küstenweibchen in verzücktem Schweigen  
erzitterte, an dem Abend sahen drei alte Männer schwei-  
gend vor ihren Karten und ihrem Wein, lauschten auf die Gasse  
und spielten nicht.

Aber allmählich wurde es stiller als zuvor. Im Goldenen Bries  
aber sang wieder das Gas auf seine alte Weise, sang das Düsteln  
des Doktors mit dem Aufschlagen der Kartenblätter um die Bette,  
und auf dem Tische standen die Schoppen, die eine weibliche  
Hand dorthin gestellt hatte. Ganz wie sonst war es. Und doch,  
es war nicht wie sonst. Warum zitterte des Doktors Hand, wenn  
er die Karten mischte, warum sah der Sekretär oft so gedank-  
verfunken da, was hatte der pensionierte Oberlehrer zu mur-  
meln und den Kopf zu schütteln? Waren sie nicht alte Leute, die nichts mehr  
vom Leben wollten, die ihn auswichen, die abwärts gegangen waren?  
Was galt ihnen der Krieg? Was konnten sie im Krieg gelten?  
Vielleicht, daß der Sturm bald vorübergehaust sein würde, dieser  
Orkan, vor dem sie, die Westkenden, sich erschreckt verkrochen,  
in den sie sich nicht mitreißen lassen wollten.

Und so spielten sie wie Störrische schweigend ihren Slat im  
goldnen Bries.

Aber dieser Sturm brauste nicht vorüber. Wie eine Windstille  
stand er überm Land und füllte doch Wälder, verheerte Leben  
und Kulturen unheimlich wahllos und unsichtbar.

Und eines Abends war ein Platz leer am Tische unterm Küster-  
weibchen: der Doktor fehlte. Der Krieg hatte den alten Mediziner  
mitgerissen. Unversehens wie eine Welle hatte es ihn gepackt. Er  
war gegangen, mitsubseln, wo er helfen konnte als Arzt und  
Mensch. Und hatte sogar vergessen, sich — im Goldenen Bries  
entschuldigen zu lassen.

Schweigend wie damals bei der Mobilmachung sahen an diesem  
Abend der Sekretär und der Oberlehrer sich gegenüber; vor ihnen  
lagen unangefastet die Karten.

Endlich begann der pensionierte Oberlehrer stockend und mit  
heiserer, verlegener Stimme: „Man hat mir den Auftrag gestellt  
— hm — wieder einen Lehrposten zu übernehmen — weil es an  
jüngeren Kräften gebricht. Was meinen Sie — hm — ob ich  
meinem Alter —?“

„Eselstam,“ hüstelte der Stadtschreiber, „selbst. Auch mir  
wurde von der Stadtverwaltung nahegelegt — was soll man  
tun? Man kann doch wohl nicht anders, als annehmen, wie?  
Nun ja auch der Doktor uns verlassen hat,“ sagte er, sich räuspemd,  
hingu, „ist es mit dem Slat doch Eßig, meine ich.“

„Eßig!“ neckte der alte Oberlehrer.  
Sie ließen die Karten unberührt und hingen ihren eignen  
Gedanken nach. Die wanderten die gleiche Bahn, aus der alten  
Weinstube hinaus in das Leben, das nun auch an ihre Türe ge-  
pocht und gerufen hatte: „Kommt, ihr Alten, helft!“

Und als die alte Standuhr zehn schlug, erhoben sie sich wie  
immer. Und obwohl der Doktor fehlte, war ihnen doch, als ob einer  
zwischen ihnen ging, ein Unbekannter. War es der Gewappnete  
von damals, der sie hinausgeleitete?

Von da an war des Abends in der alten Weinstube kein  
Licht mehr zu sehen, und der Platz unterm Küsterweibchen blieb  
fortan leer.

### Vermischtes.

\* Zur Geschichte des Bücherwurms. Der Name  
Bücherwurm bezeichnet zwei Arten von Geschöpfen, die in ihrer  
Tätigkeit hinsichtlich der Bücher zu gleicher Zeit die größte Ueber-  
einstimmung und den größten Gegensatz erkennen lassen. Soweit  
man mit beagtem Wort nämlich einen Bücherliebhaber bezeichnet,  
handelt es sich um Wesen, die aus Liebe zum Buch dasselbe vor  
allen Gefahren zu schützen trachten. Der eigentliche Bücherwurm  
aber, nämlich das Insekt, wird durch seine Liebhaberei zum  
Feind des Buches und zu seinem Zerstörer. Dieses sonderbare  
Tier, das es ausgerechnet auf Bücher abgesehen hat, tritt, wie  
einer lehrreichen Plauderei von Fritz Hansen im nächsten Heft  
der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden  
Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ zu entnehmen ist, in ver-  
schiedenen Gestalten auf. Vor allem kommt ein Bohrläfer in  
Betracht, das Anobium, das die Bücherwürmer auf weichen

Weise durch ein leises, dampfes Tischen belebt, weshalb man im  
Volkssmund die Ausdrücke „Totenwurm“ oder „Totenläfer“ gebräuch-  
lich hat. Der Käfer schlägt nämlich mit seinem Halschild gegen das  
Holz und bohrt sich langsam vorwärts, indem er seinem Er-  
oberungszug einen feinen, dem Sägemehl ähnlichen Staub voraus-  
schickt. Diese Insekten sind in der Mehrzahl schwarz, werden bis  
4 Millimeter lang und vermögen sich infolge ihrer ganz außer-  
ordentlichen Gefährlichkeit in kurzer Zeit durch große Massen Papier  
durchzubohren. Um sich gegen diese Anobien und ihre besonders ge-  
fährlichen Larven, die „Bohrwürmer“, zu schützen, hat man vor  
allem darauf zu achten, daß das Holz der Bücherregale oder  
Bücherstühle auch nicht die geringsten Bohrlöcher aufweist. Das  
taffellose Holz kann man gegen diesen Bücherseind immun machen,  
indem man es mit Kreosot trinkt. Einer anderen Gattung der  
Papierwürmer gehört der Käfer „Petinus“ an, der zwar kleiner  
als das Anobium ist, in seiner Vernichtungsfähigkeit aber nicht  
hinter denselben zurücksteht. Während das Anobium in Holz  
und Papier gewundene Gänge frisst, begnügt sich der Käfer  
Petinus mit dem geraden Weg, so daß das Papier wie durch  
eine scharfe Nadel durchbohrt erscheint. Noch kleiner als die  
beiden genannten Arten ist die Bücherlaus, die das Papier nicht  
nur in Kanälen durchwühlt, sondern gleichzeitig ganze Papier-  
stücke einfach wegfrisst. Der Kampf gegen sie ist besonders schwierig.  
Am besten behient man sich starkriechender Stoffe wie Kampfer,  
Naphthalin und Nesselöl. Andere Bücherseinde werden durch den  
zur Herstellung der Bucheinbände benutzten Kleister angelockt, und  
sogar der „Zuckerwurm“ oder das „Silberseiden“. Doch im Reiche  
der Natur selbst gibt es Gegenmaßnahmen in Gestalt von Feinden  
der Bücherwürmer, welche letztere z. B. dem Bücherfrosch und  
einigen Spinnenarten als Nahrung dienen. Seit wann die Ge-  
schichte des Bücherwurms datiert, läßt sich nicht mit völliger  
Genauigkeit bestimmen, doch kann man nach der Meinung Frig  
Hansen annehmen, daß die Familie der Bücherwürmer bereits  
gegen die Papyrusrollen der alten Ägypter ins Feld zog. Die  
mittelalterlichen Mönche, die ja die ersten Hersteller und Hüter  
von Büchern waren, brachten sich nicht um den Bücherwurm zu  
kümmern, da es damals noch kein Papier gab, das Pergament aber  
von den buchschädlichen Insekten nicht angefaßt wird. Später, als  
die Buchdruckerkunst das sorgfältige Aufbewahren von Manuskripten  
überflüssig erscheinen ließ, wurden die Bücher oft nachlässig aufbe-  
halten, so daß die Bücherwürmer eine immer größere Tätigkeit  
entfalten konnten. Fast in jeder europäischen Sprache wurde der  
Bücherwurm auch literarisch bekämpft. Klassische Scholaren machten  
Verse auf ihn, Barnell verfaßte eine Ode auf den Bücherwurm,  
und Pierre Petit widmete der Familie der Bücherwürmer im Jahre  
1683 ein langes lateinisches Gedicht, in welchem er den Bücherseind  
als „bestia audax“ bezeichnete. Da im 18. Jahrhundert besonders  
viel über die Tätigkeit der Bücherwürmer geflagt wurde, die  
durch die damals üblichen Holzbuchdecken leichten Zugang zu dem  
Papier fanden, veranstaltete im Jahre 1774 die Universität  
Göttingen ein Preiswettbewerb für die beste Arbeit über die Be-  
kämpfung der Bücherwürmer. Zur Ergänzung dieses kleinen ge-  
schichtlichen Abrisses bemerkt Hansen schließlich noch, daß die erste  
bildliche Darstellung eines Bücherwurms im Jahre 1665 in  
London erschien, und zwar in der „Micrographia“ von R. Hooke.  
Merkwürdigerweise ist die Wissenschaft hinsichtlich der Bücher-  
würmer auch heute noch verhältnismäßig gering, ein Mangel, dem  
im Interesse aller Buchfreunde durch systematische Forschung  
abgeholfen werden sollte.

\* Ziegenzucht in der Großstadt. Manches, was unter  
dem Druck der Kriegsverhältnisse zur Noterleichterung wurde,  
eignet sich nach den gewonnenen Erfahrungen auch für den Frieden.  
So werden die Ernährungsbedingungen zu guter Letzt Ver-  
besserungen und Verbesserungen der Ernährung herbeigeführt  
haben, ganz besonders auf dem Gebiete der Kinderernährung. In  
einer Besprechung der Braucharbeit der Ziegenzucht für Kinder-  
ernährung, die der Geheim-Medizinrat Prof. W. Czerny in der  
Deutschen Landwirtschaftlichen Presse veröffentlicht, wird die un-  
fassende und regelrechte Einföhrung der Ziegenzucht in den Groß-  
städten aus mehrfachen Gründen aufs wärmste empfohlen. Da  
Prof. Czerny 16 Jahre lang an der Breslauer Universitätsklinik an  
Stelle von Kuhmilch fast ausschließlich Ziegenmilch zur Ernährung  
der Kinder verwendete, sind seine Ausführungen keineswegs rein  
theoretischer Art, sondern beruhen vielmehr auf dauernder prak-  
tischer Erfahrung. Sowohl wirtschaftlich wie vom medizinischen  
Standpunkt bietet das Halten von „Großstadtziegen“ außerordent-  
liche Vorteile. Da die Ziegen wenig Platz brauchen und hauptsäch-  
lich des Futters verhältnismäßig sehr bescheiden sind, ist der  
Vorteil der Sparsamkeit leicht zu erkennen. Am besten verwendet  
man nach Czerny die einheimischen Milchziegen, während die  
Versuche mit den von mancher Seite hochgepriesenen Saanenziegen  
wenig günstig verliefen. Sie sind viel anspruchsvoller und er-  
kranken häufiger als die gewöhnlichen Ziegen, liefern dabei kei-  
nwegs mehr Milch. Die Ziegenmilch selbst soll kurz abgelakt  
getrunken werden, weil auf diese Weise Erkrankungen der Ziege dem  
Menschen nicht zu schaden vermögen, während andererseits roh ge-  
nosse Ziegenmilch auch bei leichteren Erkrankungen der Tiere  
unangenehm fühlbar werden könnte. Besonders wichtig für den  
wenig erfahrenen Großstädter ist es, die Ziegen äußerst sauber zu  
halten, da auf diese Weise der Milch der oft beanstandete Geruch

gänglich entzogen wird. Auch das Melken darf nicht willkürlich geschehen, die Ziegen dürfen weder ungenügend noch rücksichtslos gemolken werden. Im letzteren Falle könnte es sonst zu Blutbeimischungen zur Milch kommen. Auch im Frieden ist die Großstadtziege sehr wertvoll, da Milche im Stadtgebiet selbst nicht gehalten werden können, ganz frisch gemolzene Milch also nicht geliefert werden kann und zudem in der warmen Jahreszeit beim Transport die Kuhmilch leicht Schaden nehmen kann. Von den in der Stadt gezogenen Ziegen kann man aber ohne weiteres frische Milch beziehen, wobei es von besonderem Vorteil ist, daß die Ziegen zu jeder beliebigen Zeit gemolken werden können, weshalb sie seit jeher mit Vorliebe in heißen Ländern für die Säuglingsernährung gehalten wurden. Schließlich erwähnt Prof. Czerny noch, daß die Ziegenmilch ausnahmslos sehr fettreich ist, weshalb bei den jüngsten Kindern Verdünnung oder Zugabe von Mehl und Zucker sich empfiehlt.

**Singende Flammen.** Zu den merkwürdigsten und zugleich hübschesten Erscheinungen, die die Physiker untersuchen, gehören die singenden Flammen. Bringt man in einer Röhre eine Flamme an, so ertönt bei gewissen Abstandsverhältnissen ein lauter singender Ton. Versuchsweise Untersuchungen und Beobachtungen dieser Erscheinungen hat nun jüngst, wie Diplomingenieur Sutor im „Prometheus“ mitteilt, J. Würschmidt angeführt. Bringt man beispielsweise eine Flamme in einer 30 Zentimeter langen Röhre derartig an, daß die Flamme vom unteren Rande 4 Zentimeter entfernt ist, so wird durch manche Töne die Flamme nur zum Zittern gebracht, ohne zu singen; bei einer Entfernung von sieben Zentimetern dagegen bedarf es keiner Anregung, sondern die Flamme singt von selbst. Zwischen diesen beiden Stellungen gibt es noch eine dritte, bei der die Flamme zunächst ruhig brennt, aber durch gewisse Töne oder Geräusche zum Singen angeregt werden kann. Nach älteren Aufzeichnungen soll der Eigenton der Flamme dem Tone einer mit der Röhre gleichlangen Pfeife entsprechen. Beeinflusst wird die Höhe des Tones durch Veränderung der Flammengröße, sowie der Flammensetzung in der Röhre, und zwar sind diese Töne nicht harmonisch zum Grundton oder seinen Overtönen. Es können sogar mehrere Töne gleichzeitig auftreten, die auf verschiedene gleichzeitige Schwingungsbewegungen der Flamme zurückgeführt werden sollen. Unter Grundton versteht Würschmidt dabei den tiefsten Ton, der bei brennender Flamme durch Hinwegblasen über eine Röhre hervorgerufen wird, unter Eigenton dagegen den Ton einer Röhre bei Zimmertemperatur, ohne daß eine Flamme in ihr brennt. Versuche ergaben, daß durch eine offene, in der Röhre brennende Flamme eine Tonserhöhung stattfindet, während die ältere Anschauung den Grundton für übereinstimmend mit dem Eigenton der Röhre hielt und war eine Tonserhöhung wegen der Erwärmung der Luftsäule fast möglich hielt. Die Temperatur der Flamme ist nicht von Einfluß. Mit abnehmender Flammhöhe nimmt die Tonhöhe erst langsam, dann rascher ab, und bei der Flammhöhe Null erreicht sie den Eigenton der Röhre. Am höchsten ist der Ton, wenn sich die Flamme am Ende der Röhre befindet. Für sehr große Flammhöhen nähern sich die Tonhöhen einem Grenzwerte, und zwar kann die Erhöhung des Tones im Grenzfalle zwischen eine Quarte und nahezu einer Oktave liegen. Für das Ansprechen sind größere Flammen ungünstig, ebenso eine große Entfernung der Flamme vom Röhrende. Die auf diese Weise entstehenden Töne liegen etwas höher als die nahezu am unteren Röhrende erzeugten Grundtöne. Die erzeugenden Töne brauchen nicht genau mit ihnen übereinzustimmen; es genügt, wenn das anregende Geräusch einem dem Grundtone benachbarten Ton von der nötigen Kraft enthält, ja der erregende Ton kann bis zu einer Oktave und mehr vom Grundtone abweichen und braucht zu ihm nicht in einem harmonischen Verhältnis zu stehen. Die durch die Schwingungen des erregenden Tones der Röhre zugeführte Kraft wirkt nur auslösend. Es braucht sich nicht um etwas Periodisches zu handeln, denn sonst könnte Hinwegblasen über die Röhre oder deren Erschütterung nicht auch das Singen der Flamme auslösen.

**Der Holzschuh.** Als eine Folge der starken Verteuerung der Lederschuwaren und des Mangels an Leder macht sich jetzt in verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Ausbreitung des Holzschuhes bemerkbar. Namentlich in der landwirtschaftlichen Bevölkerung hat er in der letzten Zeit bei jung und alt viele Freunde gefunden. In Frankreich und auch in Holland werden bei der bäuerlichen Bevölkerung überall Holzschuhe getragen, und selbst noch in kleineren Städten kann man dort ihr Klappern ständig hören. Die französischen Holzschuhmacher haben es auch verstanden, diesen Schuhen das Plümpe zu nehmen, und sie fertigen aus Holz Fußbekleidungen an, die eine gewisse Bierlichkeit zeigen. Namentlich die französischen Frauen und Mädchen tragen oft recht hübsch herausgeputzte Holzschuhe. Die Landsleute, in denen bei uns bisher diese Fußbekleidungen von der ländlichen Bevölkerung allgemein getragen wurden, waren Westfalen und die angrenzenden Bezirke. Der Dichter Friedrich Wilhelm Weber singt daher in seinem Epos „Dreieckshelden“:

Vater Bernhard war der sechste,  
Stammend aus den Veitkrecherhöfen,  
Wo die Menschen Holzschuh tragen  
Und von schwarzem Brot sich nähren.

Der Holzschuh wird aus Buchen-, Eichen-, Birken-, Weiden-, Pappel- oder Buchenholz angefertigt. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus betrachtet, ist er viel besser als der Ledersschuh. Sein Tragen führt nicht zu Verkrümmungen der Beine, zur Entstehung von Hühneraugen und zu Einschürfungen des Fußes. Das Beste an ihm ist aber, daß er den Fuß viel wärmer hält als der Ledersschuh, und deshalb ist er besonders für Landleute, die oft bei kalter und regnerischer Witterung draußen im Freien sein müssen; sehr zweckmäßig. Das dürfte auch doch bald erkannt werden, wo der Holzschuh bisher noch nicht verbreitet war, und voraussichtlich wird er fernherhin auch in anderen Gegenden als in Westfalen anzutreffen sein.

**Büchertisch.**

— **Neuererscheinungen der Universal-Bibliothek in neuer Ausstattung.** Nr. 5911—5912. Rosi zurflüh. Eine Geschichte aus den Alpen. Von Johannes Scherr. Mit einer Einleitung von Dr. Max Neubheim. (211 S.) Geh. 50 Pfg., geb. 90 Pfg. — Nr. 5913. Dr. Martin Luthers Lieder und Fabeln. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgeg. von Georg Buchwald. Mit einem Bildnis Luthers. (107 S.) Geh. 25 Pfg., geb. 60 Pfg. Inhalt: 1. Luthers geistliche Lieder. — 2. Andere deutsche Gedichte. — 3. Allerlei kurze Sprüche. — 4. Luthers Fabeln. — Nr. 5914. Kriegsnovellen. 8. Band. Mit Beiträgen von S. Bethge, M. Friedland, O. Kilian, K. Köhler, K. Lieblich, R. D. Zwinger. (96 S.) Geh. 25 Pfg. Inhalt: Heimkehr. Von K. Köhler. — Drei Kameraden. Von S. Bethge. — Wird gemacht. Von O. Kilian. — Antonowka. Von K. D. Zwinger. — Wiedersehen. Von K. Lieblich. — Moische Schlamme. Kriegstagebuch. Von M. Friedland. — Nr. 5915. Kriegskalender 1916. Teil I vom 1. Januar bis 31. Mai 1916. Eine übersichtliche Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Bearbeitet von Generalleutnant z. D. Oberler. (82 S.) Geh. 25 Pfg. — Nr. 5916. Geschichten aus Flandern. Von Cyriel Vanste. Berechtigte Uebersetzung von Georg Gärtner. (87 S.) Geh. 25 Pfg. Inhalt: Herr Jocauer und sein Lieb. — Der letzte Bettler. — Von Zukunft und Vergangenheit. — Hadji-Baba. — Die Wette. — Schwester Marie. — Das Pferd. — Erzengel Gabriel auf Erden. — Nr. 5917. Kriegskameraden und andere Erzählungen. Von Eva Gräfin von Baudissin. (96 S.) Geh. 25 Pfg. Inhalt: Kriegskameraden. — In der Höhe. — Schaulmeister. — Der Fall von Vemberg. — Müllerchen. — Die Nacht des Feindes. — Der alte Hauptmann. — Soldatente. — Heimkehr. — Zwei Freunde. — Das kleinere Uebel. — Nr. 5918. Oratorien-Lexikon. 1. Band: Joh. Seb. Bach, Matthäus-Passion. (39 S.) Geh. 25 Pfg. — Nr. 5919—5920. Gaudemus! Von Viktor v. Scheffel. Mit einer Einleitung herausgeg. von Dr. Edm. v. Sallwürk. Mit einem Porträt Scheffels. (155 S.) Geh. 50 Pfg., geb. 90 Pfg. Inhalt: Einleitung. — Widmung. — Naturwissenschaftlich. — Kulturgeschichtlich. — Die Lieder von Nodensstein. — Heibelbergisch. — Neues. — Aus dem Weiteren. — Der Farmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grothhuf. Vierteljährlich (6 Hefte) 5 Mk., Einzelheft 90 Pf. Probeheft portofrei. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) — Aus dem Inhalt des ersten Heftes: Des deutschen Volkes Vater unser 1917. Von Rudolf Brandt. — Noch mehr U-Boote! Von J. E. Freiherrn von Grothhuf. — Der Verrat von Laon am 9. September 1870. Von Kurt Arnold Findeisen. — „Eintigkeit und Recht und Freiheit.“ Von Prof. Dr. Ed. Vend. — Blüher. Von J. E. Freiherrn von Grothhuf. — Englands Oberbefehlshaber. Von Paul Dehn. — Die Darstellung des sittlichen Kampfes in der altdeutschen Kunst. Von Meta Escherich. — Heinrich Manns „Madame Legros“. Von Karl Stord. — Farmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

**Bilderrätsel.**



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:  
Durst, Achse, Wiege, Fuß, Umfriedung, Ente.